

AM START

Gegen den Strom

Hans-Ulrich Sieber will die Sachsen vor Fluten schützen – viele wehren sich

Noch am vorigen Freitagmittag hat selbst Hans-Ulrich Sieber, der neue Chef der Landestalsperrenverwaltung, keine Vorstellung von der Hochwasserkatastrophe, die Sachsen da schon droht. Nur für wenige Nebenflüsse wird die unterste Alarmstufe erwartet. 24 Stunden später jedoch ändert sich das Szenario dramatisch: rasant steigende Pegel, Katastrophenalarm, wieder mal sind Meteorologen und Experten trotz aller Prognosekunst überrascht – und mehr noch ist es die Bevölkerung. Städte an der Neiße von Zittau über Görlitz bis Bad Muskau laufen voll, Tausende Menschen werden nachts evakuiert, Häuser, Straßen und Schienen überflutet. Bei Chemnitz ertrinken drei Rentner in ihrem Keller.

Doch Sieber, seit Jahresanfang oberster Flutschützer im Freistaat, steht vor einem Dilemma: dass bei wieder sinkenden Pegelständen auch die Bereitschaft der Bevölkerung schwindet, sich für die Zukunft besser gegen Hochwasser zu wappnen. Als würden nicht alle paar Jahre starke Regenfälle Unheil anrichten, laufen Anwohner, Landwirte und Naturschützer Sturm, wenn die Talsperrenverwaltung höhere Mauern bauen, Deiche verlegen oder Hochwasser-Rückhaltebecken anlegen lassen will. Da werden Bürgerinitiativen gegründet, Petitionen geschrieben, Internetseiten gestartet wie etwa in Olbernhau die Adresse www.nein-zur-mauer.de. Kaum ein Ort, in dem es keine Klagen gibt.

Auf Sieberts Schreibtisch in Pirna liegt ein dicker Packen Protestschreiben. »Es ist manchmal zum Verzweifeln«, stöhnt der Wasserbauingenieur, der seit den siebziger Jahren im Talsperrenwesen arbeitet. Erst Ende Juli, auf einer Bürgerversammlung in Rosswein, sagte ihm ein Anlieger den bemerkenswerten Satz: Er hätte lieber mal 1,50 Meter Hochwasser in der Stube als ständig eine Mauer hinterm Haus. Aufgebrachte Bürger wettern: Die Planer wollten sich doch nur selbst verwirklichen, die Ingenieurbüros auf ihre Kosten bereichern. Die Kritiker in Städten wie Grimma, Rosswein oder Döbeln sagen: Baut doch in den Bergen grüne Rückhaltebecken. Doch dort oben, wie in Niederseidewitz hinter Pirna, gehen die Gemeinden auf die Barrikaden, weil dafür eine Kreisstraße verlegt werden soll und der Weg in die Stadt 750 Meter länger wird.

»Die Halbwertszeit des Vergessens«, sagt Sieber, »ist leider kurz.« Vor acht Jahren, im August 2002, kostete die »Jahrhundertflut« 21 Menschen das Leben und richtete Schäden in Höhe von sechs Milliarden Euro an. Sieber saß damals als Technischer Leiter Tag und Nacht beim Krisenstab im Dresdner Umweltministerium; seine Pirnaer Dienstzentrale war 1,20 Meter tief in der Elbe versunken. Am Eingang des Verwaltungsgebäudes, zwischen Feuermelder und Stechuhr, erinnert den gebürtigen Vogtländer täglich eine Hochwassermarke an die Tage des Untergangs. Seither hat die Talsperrenverwaltung



Hans-Ulrich Sieber, 60, der einst Konstruktiven Wasserbau in Dresden studierte, ist seit diesem Jahr Chef der Landestalsperrenverwaltung

ihr Personal auf 760 Mitarbeiter kräftig aufgestockt und mehr als eine Milliarde Euro für Schutzprojekte ausgegeben. Eine weitere Milliarde soll es noch werden. Natürlich würden die Fachleute Hinweise aus den Orten aufnehmen, oft auch umplanen oder abspecken. »Und wenn wir eine fünf Meter hohe Mauer bauen müssten«, sagt Sieber, »lassen wir natürlich die Finger davon.« SVEN HEITKAMP

Schalom, Chemnitz

Jüdisches Leben kehrt in die Stadt zurück. Die Gemeinde ist rasant gewachsen – und sehnt sich nach Normalität

VON CHRISTIAN FUCHS

Wer erfahren möchte, wie normal jüdisches Leben in Sachsen wieder geworden ist, der muss sich im Chemnitzer Kaufhof bis zum Getränke-Regal der Delikatessenabteilung vorarbeiten. Hier steht das prominenteste Beispiel jüdischen Alltags gleich neben sächsischer Apfelschorle: Simcha, das einzige koschere Bier aus Deutschland. Es wird in Chemnitz gebraut.

Einer der Väter von Simcha ist Uwe Dziuballa. Er steht vor dem Bier-Fach und lüpfte die schwarze Kippa auf seinem Kopf. Er hat seinen massigen Körper zu eilig durch den Laden geschwungen, und nun schwitzt er. Der Mann ist ein Getriebener – und ein Macher. Er führt das koschere Restaurant Schalom, organisiert jiddische Liederabende und Deutschkurse für Migranten, gibt Essen an Bedürftige aus, inszeniert ein Theaterstück, vermittelt Arbeitsplätze, initiierte eine jüdische Zeitung, einen Sportverein, und seit drei Jahren braut er auch koschere Bier. *Simcha* heißt Freude. Das Getränk ist kein Massenprodukt, der Handel führt es als Spezialität.

In Karl-Marx-Stadt geboren, verließ Dziuballa die Stadt schon als Kind. Er machte Karriere als Finanzmakler in New York und kam nach der Wende zurück, als sein Vater im Sterben lag. Dessen Tod brachte ihm den Glauben näher. Er begann ein neues Leben, ein jüdisches, gemeinsam mit zugereisten Musikern, Akademikern und Sportlern aus Israel und Osteuropa.

»Bei uns passiert so viel Spannendes, Fröhliches und Abenteuerverliches«, sagt Dziuballa, »dafür finde ich es schade, dass oft nur das Negative wahrgenommen wird.« Er ist es leid, dass Judentum in Deutschland häufig nur in Zusammenhang mit Antisemitismus auftaucht. Der 45-Jährige führt eine Strichliste: Von den vielen Artikeln, die über seine Arbeit bisher erschienen sind, handelten fast 80 Prozent von Übergriffen oder Vandalismus. Jeder hasserfüllte Brief in seinem Kasten, jede Hakenkreuz-Ritzerei auf der Toilette



Ein Kessel Koscheres: Der Gastronom Uwe Dziuballa lässt in Chemnitz »Simcha« brauen, das einzige koschere Bier aus Deutschland

seines Restaurants, jeder zerstoche Reifen an seinem Firmenwagen sind zu viel. Doch die schlimmen Vorkommnisse überdecken den Alltag, die Hunderte Tage im Jahr, an denen nichts passiert. Dziuballa gibt sich Mühe, das Schöne zu betrachten – und sehnt sich nach nichts mehr als nach Normalität. Es fällt nicht schwer, auch die Erfolge zu sehen.

Die sächsische Gemeinde kombiniert Deutsch- und Jüdisch-Unterricht

Auf dem Kapellenberg über der Stadt thront seit acht Jahren die moderne Synagoge aus Beton und Schweizer Marmor. Unter ihrem Glasdach werden jedes Jahr ein bisschen mehr die religiösen Bräuche zelebriert: Hochzeiten und sogar die Beerdigungen nach komplizierterem Ritus finden hier statt. Dass sich die Gemeinde dieses Wissen selbst wieder angeeignet hat, ist einmalig in Ostdeutschland. »Der Freitagsgottesdienst zu Sabbat und das Feiern jüdischer Feste sind heute selbstverständlich«, sagt Ruth Röcher, die Vorsitzende der Gemeinde. Es ist fast so wie zur Blütezeit ihrer Religion in Chemnitz im 19. Jahrhundert.

Vor 125 Jahren siedelten in der damaligen Textilmetropole die ersten Juden. Vermögende Kaufleute und Fabrikanten engagierten sich in literarischen Vereinen oder als Mäzene. Dann übernahmen die Nazis die Macht – und Chemnitz' jüdisches Leben erlosch. Als die Israelin Röcher kurz nach der Wende nach Chemnitz kam, war von der einstigen Hochzeit des Judentums in der Stadt nichts mehr zu spüren. Gerade einmal 13 Mitglieder zählte die Gemeinde 1990 noch, heute leben 2000 Juden in der Stadt.

Die Jüdische Gemeinde in Sachsen setzte konsequent auf kombinierten Deutsch- und Jüdischunterricht. »Darum ist Sachsen bei jüdischer Religionsarbeit überall Vorreiter in den neuen Bundesländern«, sagt Ruth Röcher. Im kommenden Jahr soll ein israelitischer Kindergarten eröffnet werden: »Wir haben erkannt, dass die

Kinder der Migranten das Leben zurück in die Gemeinde bringen.«

Auch Unternehmer Dziuballa hatte dieses Gefühl nach seiner Rückkehr aus den USA: »Mein Bauch sagte mir, dass die vielen Neu-Chemnitzer aus Osteuropa Potenzial für ein neues jüdisches Leben mitbringen.« Das wollte er fördern. Er unterstützte einen bulgarischen Musiker der Chemnitzer Philharmonie dabei, eine Klezmer-Band zu gründen. Heute gibt die Yankele Kapelle regelmäßig Konzerte. Später beauftragte er einen ukrainischen Grafikdesigner damit, ein Logo für das Simcha-Bier zu entwerfen. Es war dessen erster größerer Auftrag in Deutschland. Doch während sich jüdischer Alltag zu entwickeln begann und die Gemeinde wuchs, blieb ein Fremdsein bei den Einheimischen. Sie hielten sich von jüdischen Veranstaltungen fern, zum echten Austausch kam es kaum.

In Dziuballas Restaurant kommen die Besucher mit Appetit – und mit Fragen

Dziuballa vertraute ein zweites Mal auf seinen Bauch. »Wie baut man die Schwellenängste ab?«, fragte er sich. Und sein Bauch antwortete: »Mit Essen und Trinken!« Obwohl er vorher keinerlei Erfahrung in der Gastronomie hatte, eröffnete er vor zehn Jahren mit seiner Mutter und seinem Bruder das koschere Restaurant Schalom zwischen Oper und Hauptbahnhof in der Chemnitzer Carolastraße. Neben dem Kichererbsenmus Hummus oder Couscous stehen auch Lachs und die jüdische Spezialität Gefilte Fisch auf der Speisekarte. Die Gäste kommen nicht nur wegen der Gerichte, sondern auch weil sie hier ohne Scheu mal den Kellner fragen können, was eigentlich der siebenarmige Menora-Leuchter bedeutet und warum Juden nicht an Jesus glauben. Das Schalom ist ein Gasthaus mit angeschlossener Volkshochschule. Selbst nach einem Jahrzehnt rufen noch Interessierte an und fragen, ob Dziuballa auch warme Speisen anbiete und was man vorher wissen müsse, um ein jüdisches Restaurant zu besuchen?

»Ich antworte dann immer: Messer und Gabel sollten sie benutzen können, das war's.« Doch nicht alle Besucher sind ihm so wohlgesinnt.

Dass neben den Neugierigen auch die Hass-erfüllten zu seinen Nachbarn gehören, merkt er, wenn er am anderen Ende der Leitung nur ein leises Atmen oder die Worte »Jude verrecke« hört. Annähernd 1500 »eigenartige Anrufe« hat der Unternehmer seit der Eröffnung gezählt, er hat Fotos von einem abgeschnittenen Schweinekopf mit einem blauen Davidstern aufgehoben, der eines Tages vor seinem Restaurant lag. Nach dem vorerst letzten Angriff auf das Schalom im April klirrten Tage später auch zwei Scheiben der Synagoge. Vorher hatte die Gemeinde mehr als 20 Jahre lang keine Probleme mit antisemitischen Anschlägen, erinnert sich die Vorsitzende Röcher; und egal, mit wem man in diesen Tagen in Chemnitz spricht, mit jüdischen Geologen, Ingenieuren oder Künstlern – keiner fürchtet sich, seine Religionszugehörigkeit offen in der Stadt zu zeigen.

Gastwirt Dziuballa versucht, die Einschüchterungen nicht zu seiner Normalität werden zu lassen. Alt-Chemnitzer und zurückgekehrte Juden gewöhnen sich ja mittlerweile aneinander.

Daran hat auch der Sportverein Makkabi einen Anteil. In einer Turnhalle im Neubaugebiet Hutholz hört man Bälle auf den Boden knallen. Männer trainieren für die Volleyball-Stadtliga. Die Bälle landen oft im Netz, manchmal rempeln zwei Spieler aneinander. Doch das ist nicht wichtig. Das Entscheidende ist, dass es überhaupt einen jüdischen Sportclub in einer so kleinen Großstadt gibt, in dem Tennis, Fußball, Schach und Volleyball gespielt wird. Die Männer und Frauen von Makkabi treten auch gegen alte Chemnitzer Vereine an. Früher war das nicht unproblematisch. Vor zehn Jahren mochten Freizeitkicker eines Fußballvereins einmal nicht gegen die »Blau-Weißen« von Makkabi auflaufen – sie wollten nicht gegen Juden spielen. Heute gehen beide Mannschaften nach dem Spiel oft gemeinsam ein Bier trinken. Manchmal sogar ein koschere Simcha.

Mehr ZEIT für Sachsen – mehr Kultur für Sachsen



Seit 2009 berichten wir auf den Extra-Seiten für Sachsen über die wichtigsten Ereignisse aus Ihrer Region: unabhängig, kritisch und jenseits aller Klischees. Heute lesen mehr Menschen in Sachsen DIE ZEIT als je zuvor. Dafür möchten wir uns bei Ihnen bedanken und verlosen jede Woche 20x2 Freikarten für die Filmnächte am Elbufer in Dresden vom 15. Juli bis 12. September 2010.

Um an der Verlosung teilzunehmen, beantworten Sie einfach folgende Frage: **Zum wievielten Mal finden die Filmnächte am Elbufer statt: zum 2., 10. oder 20. Mal?**

Senden Sie die Lösung per E-Mail: gewinnfrage@zeit.de
Post: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Buceriusstraße – Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
oder Fax: 040/32 80–125

Freikarten gewinnen!



Genießen Sie DIE ZEIT